



BRIEF AUS AMAMBAY

Von Rainer Willert

Hätte mir der Polizist in Pedro Juan Caballero keine Empfehlung geschrieben, der Soldadito den Holztransporter nicht für mich gestoppt, hätte mich der Fahrer nach fünf Stunden Geschaukel durch den Urwald nicht noch weiter chauffiert zu einer abgelegenen Estancia, hätte nicht der Verwalter dort mit der Handpumpe den Traktor aufgetankt, den Revolver, seinen stärksten Sohn und mich nicht zu seinem Nachbarn befördert, hätte dieser nicht die Füße, die löchrigen Socken mit Stiefeln bedeckt, seine Wegekenntnis und ebenso den stärksten Sohn aktiviert, wären wir dann zu fünft nicht weitergetraktort über die offene Landschaft, die unter den malmenden Rädern die intensivsten Gerüche verströmte, dann hätte ich an diesem sonntäglichen Spätachmittag die Paï-Tavyterä-Indianer von Yvypyte (Provinz Amambay) bestimmt nicht beim Fußballspiel überrascht. Fußball, also, dafür hätte ich ja wirklich in Göppingen bleiben können; dafür all die bequemen Nabelschnüre der Zivilisation – Straßen, Strom- und Wasserleitungen, Kanalisation und Telefon – hinter sich lassen?

Reisen in Paraguay, das ist immer noch eine Reise in die Zeit, zurück zu historischen Quellen, selbst dann, wenn nicht nur der getretene Fußball, sondern auf den zweiten Blick auch die Bekleidung der Paï-Tavyterä – Stil: Altkleidersammlung DRK – Enttäuschung produziert.

Die ersten Quellen, auf die ich stoße, haben noch mit mir selbst, mit meinen eingefahrenen Denkmustern zu tun. Komme ich doch kurz nach meiner Ankunft in die Krankenstation. Sie ist menschenleer, aber was entdecke ich, ein Waschbecken, einen Wasserhahn. Sehen und trinken. Allerdings hätte ich diesen Saft ohne Hahn, also sozusagen angesichts meines Spiegelbilds im – woher sollte das Wasser auch kommen – Ursprungsbächlein natürlich abgelehnt.

In den nächsten Tagen mache ich mit Dr. Egli, dem Arzt, der aus der Schweiz nach Yvypyte kam, Krankenbesuche. Etwa 700 Eingeborene umfaßt der Stamm. Sie leben in einem Gebiet von 11000 Hektar verstreut, ohne sichtbare Struktur, familienweise, zum Teil als Großfamilie in ihren Hütten. Obwohl ich kein Forscher bin und auch keinen Sack voller Glasperlen zum Tauschen bei mir habe, versuche ich mit den Augen materielle Zeugen dieser Indianerkultur zu erhaschen. Waffen und so.

Ich entdecke sehr wenig und kann also guten Gewissens schließen, daß die Armut, die mich aus den Kochtöpfen über den offenen Feuerstellen in den Hütten anschaut, auch kulturell ist. Sogar Rückschritt konstatiere ich, weiß man

doch, daß die Guaraníes (die Sprachfamilie der Paï) im sogenannten Gottesstaat (von 1609 bis 1767 unter jesuitischer Führung) imposante Bau- und Kunstwerke geschaffen hatten, Buchdruck und Kriegshandwerk beherrschten und dabei noch einen ordentlichen Mehrwert für die Jesuiten produzierten. Was ist aus dieser großen historischen christlich-indianischen Synthese geworden, einer Synthese, bei der die indianische kommunitäre Produktionsweise beibehalten, aber effektiviert wurde, bei der die Jesuiten Guaraní sprachen?

Die Mehrzahl der Einwohner Paraguays spricht heute noch Guaraní. Die Gemeinschaftsarbeit, »minga«, ist auf dem Lande nach wie vor üblich, und das Eigentum an Grund und Boden spielt zwar in Asunción, in den Katasterämtern eine große Rolle, im Denken der Bevölkerung aber eigentlich keine. Das ist daraus geworden, könnte ich sagen, wenn ich vor zwanzig Jahren meinen Bericht abgefaßt hätte. Seither hat sich zum allgemeinen Leidwesen einiges in Paraguay verändert, und besonders das Eigentumsdenken wurde in ein neues Licht gerückt.

Seit zwei Dekaden nämlich wird Paraguay entwickelt, erschlossen, das ehemalige Reserveland im großen Stil in den aktiven Marktprozeß eingegliedert. Soja, Weizen, Mais, Viehzucht, Erdnüsse, Baumwolle – eine kapitalintensive Landwirtschaft für den Weltmarkt bahnt sich ihren Weg durch den Regenwald und fegt die traditionelle Landbevölkerung hinweg. Juristisch gesehen ist dieser Verdrängungsprozeß höchst legal, sind die alten Bewohner doch – paraguayische Campesinos ebenso wie Indianer – schlicht Landbesitzer ohne geschriebenen Eigentumstitel. Ökonomisch ist der Wandel sogar Pflicht, denn nicht die traditionelle Selbstversorgung, sondern weltmarktfähige Verkaufsfrüchte versprechen den warmen Dollarsegen. Und darüber hinaus, weil alles nicht so heiß gegessen wird, zahlt man den Vertriebenen auch noch etwas, eine Entschädigung, die dem Wert der auf dem Grundstück errichteten Anlagen entspricht. Schicksal, wenn solche Anlagen – die Holzhütte etwa – vorher abbrennen.

Daß diese Entwicklung der Landbevölkerung nicht paßt, ist klar. Aber auch die Altmodischen unter den rechtmäßigen Großgrundbesitzern sehnen sich nach den Zeiten zurück, in denen die reine Eigentumsübertragung des Landes schöne Profite abwarf. Heute verlangt der Käufer produktionsbereite Parzellen, also Land ohne die illegalen

Ureinwohner darauf. Das kostet. Schließlich paßt die ganze Sache irgendwie wohl auch dem alten Stroessner nicht. Das Regieren wird immer schwieriger. Seine ständisch-korrumpierte Cliqueswirtschaft muß er nicht mehr nur gegen die intellektuelle, partout Demokratie fordernde Opposition durchsetzen, sondern bald gegen alle.

Hier bei den Indianern in Yvytyte – und deshalb sage ich, ich bin in die Zeit gereist – hat die Modernisierung und Wirtschaftsentwicklung nicht noch voll zu- und durchgeschlagen. Dies war gleich zu sehen, und nachdem ich mir noch abgewöhnt hatte, Kultur nur aus der Existenz von Dingen abzuleiten, konnte ich weiterblicken: Wie zum Beispiel erziehen die Paĩ ihre Kinder? Sie machen das ganz theoretisch, durch Sprache nämlich. Wer nicht hören will, muß nicht fühlen. Durch den hohlen Knochen eines Ochsenfrosches bläst man dem Zögling liebevoll ins Ohr – hup, hup, hup –, um dessen Lernbereitschaft und Aufmerksamkeit zu wecken. Das Lernmodell, wonach der Primitive durch konkrete Erfahrung, ganz praktisch also, in die Welt hineinwächst, dieses Schema bestätigen die Paĩ durchaus nicht. Sprache und Eloquenz sind ihre Materialien, und mit ihnen auch schaffen sie ihre Werke; immer sieht man sie beieinandersitzen, redend.

Das Böse auf der Welt, gegen das sie auch nicht gefeit sind, entstand, nachdem die Götter durch böse Worte, Verleumdungen erzürnt wurden. Die Seele der Guaraníes, die mit dem Fötus wächst und mit den ersten Worten des Kindes ihre Präsenz verkündet, diese Seele hat ihren Ort im Hals des Menschen, dort, wo die Worte vorbeikommen müssen, bevor sie in die Welt treten.

Die Sprache, ihre Sprache haben die Guaraní-Indianer in einem fast einmaligen Prozeß (nur die Indianer im chilenischen Raum schafften für eine Zeit vergleichbare Verhältnisse, in Europa gab es das in Irland) nicht nur bewahrt, sondern auch auf die Eindringlinge übertragen. Daß das kein Zufall war, sondern Strategie, ist mir zumindest seit Yvytyte glasklar. Sagen doch die Paĩ von sich, daß sie schon vor der spanischen Eroberung wußten, daß auf der anderen Seite der *Erdkugel*, dort, wo es Nacht ist, wenn hier die Sonne scheint, daß dort Menschen wohnen, die für den Fortschritt gemacht sind. Sie, die Paĩ, dagegen hätten die Aufgabe, die ursprüngliche Wahrheit zu bewahren.

Mit welchen Fortschrittlern, frage ich mich, sollten die Paĩ je zusammengetroffen sein? Lévi-Strauss fällt mir ein, der von präkolumbianischen Wanderungen spricht, von Asien Richtung Amerika, nachdem vorher Europäer den Fernen Osten unsicher gemacht hatten. Kolumbus schließlich, der 1492 nach langer Fahrt meinte, Inder-Indianer zu sehen, läge dann gar nicht so weit daneben. Warum sollte er als weitgereister Entdecker Rothäute nicht von Indern unterscheiden können? Schaut man heute den Guaraníes ins asiatisch anmutende Antlitz, dann möchte man sagen, nicht Wunschdenken, sondern die Realität habe die Seefahrer getäuscht.

Ob nun, wie ich meine, strategisch oder, wie es normal heißt, aus Blödheit: Statt zu kämpfen boten die Guaraníes den spanischen Eroberern ihre Frauen an, und – so ging das – die vielen neuen Menschen, die Mestizen, das spätere Staatsvolk Paraguays, sprachen natürlich nicht Spanisch, sondern Guaraní. Ein subtilerer Kampf gegen die Spanier, der Sprachkampf, war ausgebrochen.

Die folgende Epoche des Gottesstaates deute ich natürlich auch strategisch: Die Indianer unterwarfen sich den Jesuiten, stellten sich also unter den Schutz einer religiösen und wohl im Kapitalismus antagonistischen Macht. Diese Unterwerfung ist Strategie, wenn man weiß, daß solche

Mächte von außen verdrängt werden, ohne daß die unterdrückten Sklaven selbst auch nur einen Finger krümmen müssen. Bis dahin, im konkreten Fall über eineinhalb Jahrhunderte länger als in der sonst üblichen weltlichen »encomienda«, konnten die Guaraníes indianische Elemente gesellschaftlich erhalten, die andernorts vereinzelt wurden, verbluteten. Die Kalkulation war aufgegangen. Aus Rücksicht auf äußere Feinde machten die Padres ihren Schützlingen Zugeständnisse, und auch das Guaraní wurde gepflegt; schließlich sollten die Indios eventuelle spanische Befehle erst gar nicht verstehen, sondern nur dumm dreinschauen.

Die Ausweisung der Jesuiten im Jahr 1767 und die eigene Befreiung zugunsten weltlicher Untertänigkeit begingen die Guaraníes auf ihre Art: Sie verschwanden in den Wäldern, und zwischen sich und den Spaniern ließen sie einen besonderen Puffer zurück, den Paraguayer nämlich, jenes Mestizenvolk, das schon gleich nach der spanischen Eroberung in die Welt gesetzt worden war.

Die Paraguayer, irgendwie spüren sie wohl auch, daß da mit ihnen geschoben wird. Jedenfalls sind sie auf das Indianerblut in ihren Adern nie ersichtlich stolz gewesen. Teils verächtlich, teils belustigt begafft man heute die Wilden. Aldo zum Beispiel, der Genossenschaftsfunktionär von Eje Norte (Provinz San Pedro), der seine Reden immer auf Guaraní hält, haute sich kräftig auf die Schenkel, lachte mit sich überschlagender Stimme, als ich mit ihm in einer anderen Gegend eine Indianersippe, »Primitive«, auf der Jagd antraf.

Trotzdem, der Puffer funktionierte. Nach der Unabhängigkeit von 1811 wurde Paraguay so richtig antieuropäisch und antikapitalistisch dazu. Ausländer durften nachts nur mit brennender Laterne durch Asunción spazieren, und speziell Spanier bekamen nur eine Heiratserlaubnis im Lande, wenn ihre Auserwählte Indianerin oder Mulattin war. Sehr zum Mißfallen der spanischstämmigen Edlen mit ihren Doppelnamen gefiel es dem paraguayischen Mestizenvolk ganz hervorragend, daß Diktator José Francia das Land nach außen hin gründlich abschottete, Handel und Geldwesen zur Bedeutungslosigkeit reduzierte, Privatland enteignete und in Staatsland umwandelte und schließlich eine kostenlose Landverteilung für paraguayische Kleinbauern startete.

Begrifflich stammten die Ideen des »Doctor Francia«, darauf weist schon sein Pseudonym hin, aus Frankreich, speziell von der Französischen Revolution. Dieser Diktator hatte beileibe keine indianerfreundlichen Motive, und trotzdem konnte er den Wilden im Busch schon recht sein, weil seine Politik das Privateigentum zurückdrängte, Subsistenzgüterwirtschaft, Formen gemeinsamer Arbeit und das Guaraní als Landessprache stärkte. Neunundzwanzig Jahre bis zu seinem Tode herrschte Francia, und er soll immer brutaler geworden sein. Die beiden Nachfolger Francias, López-Vater, dann -Sohn, unterschieden sich in letzterem nicht von ihrem Vorgänger. Der politische Wahlspruch des ersten López soll heißen haben: »Angst ist besser als Vaterlandsliebe«, die Angst des Volkes vor seinem Herrscher nämlich. Die Nachfolger unterschieden sich durch ihr eindeutig auf Entwicklung ausgerichtetes Wirtschaftsprogramm, und das Ausland hätte eigentlich froh sein können darüber, wie rührig sich Paraguay dem Weltmarkt zuwandte, Eisenbahn und Rüstungsgüter bestellte und mit viel Baumwolle und Mate-Tee aufwog. Trotzdem sah man sich genötigt, das kleine Land von den Nachbarn Argentinien, Brasilien und Uruguay zerfetzen zu lassen, um dem Rest endlich einen verlässlichen Zivilkodex mit ausgesprochener Eigentums-garantie bescheren zu können.

Um 1870 war das, aber trotz der neuen, fortschrittlichen Verhältnisse war die Endzeit für die Guaraníes noch immer

nicht gekommen. Wie schon erwähnt, blieb die faktische Bodennutzung durch die neuen, jetzt ausländischen Landbesitzer noch lange aus. Lediglich Spekulation wurde mit den Böden betrieben, und nur die Grundbücher machten den Wandel mit, während das reale Landleben weiterging wie eh und je. Die Ausnahme dieser Regel, wer möchte es nicht glauben, wurde zwar nicht ausschließlich, aber doch heftig von Deutschen betrieben. Die kauften nicht nur fleißig, sondern waren es auch.

»Locos«, Verrückte, anthroposophisch Orientierte – Nietzsches Tochter und Schwiegersohn darunter –, gründeten 1887 ihr »Nueva Germania«, östlich von San Pedro (Provinz San Pedro). Kommunisten, Anarchisten starteten ihre Experimente, bevor dann die richtigen Einwandererwellen nach dem Ersten Weltkrieg herüberschwappten: Arbeitslose aus Hamburg; Kaiserstühler, die französische Besatzer umgelegt hatten; Schwarzwaldbauern, die man beim Wildern erwischt hatte... Natürlich waren die froh, als Deutschland nach 1933 wieder aufstieg.

Was macht ihr denn so in Nueva Germania? Die Frage erweckt Unverständnis, was soll man schön machen, Mate pflanzen, eben. Aha, denke ich, bodenschonende Dauerpflanzenkultur und dazu für den einheimischen Verbrauch; einige Prinzipien der Gründer sind also doch übriggeblieben.

Die neuen Germanen selbst nennen das »estilo paraguayano«: Verhaltensweisen, auch Produktionsformen und -stile, die ich in reinerer Form bei den Indianern von Yvytyte angetroffen habe und die dort als Lebensprinzipien aus göttlichen Wurzeln sprießen. Ohne diese Wurzeln haben sich also diese indianischen Lebensprinzipien auf die paraguayische Gesellschaft vererbt; den Adepten ist der ursprünglich göttliche Zweck ihrer neuen Handlungsweise verlorengegangen, und ich muß gestehen, daß ich jene höhere Ebene bei meinem Besuch in der Wildnis auch gar nicht erreicht habe. Also nur Oberflächliches, einige Lebensprinzipien eben, die den »estilo paraguayano« gründen, gebe ich wieder.

Es gibt persönliches Eigentum. Alles, was ich geschaffen habe, gehört mir, und wenn ich jemanden treffe, der mir versichert, daß er die Erde geschaffen hat, dann will ich ihm gern ein Stückchen davon abkaufen. Ansonsten bleibt es dabei. Die Erde gehört den Göttern, mir gehören die Früchte, die ich anbaue und sammle, die Tiere, die ich jage. Auch der Säugling kommt ja nicht auf die Idee, die Mutter sein Eigentum zu nennen, nur weil sie ihn ernährt. Gegenseitige Hilfeleistung und die Pflicht, vom Eigenen abzugeben, gehören auch hierher, und beides ergibt ein ökonomisches Prinzip, das nicht die Maximierung des individuellen Ertrags, sondern die Minimierung des gesellschaftlichen Lebensrisikos zur Norm hat.

Den Kontakt zum Göttlichen stellt die beseelte Sprache her, nicht die Kunst, nichts Materielles. Folgerichtig wird der beste Sprecher des Stammes, die eloquenteste Person, die, die viele Mythen erzählen und deuten kann, zum Häuptling gewählt. Kein Adel, keine privilegierten Familien bestehen. Der Häuptling wacht über die Erfüllung der göttlichen Ordnung auf der Erde – und er wird bewacht, muß auf den Versammlungen jedermann/frau Rede und Antwort stehen, und er kann abgewählt werden. (Neben Servin, dem aktuellen

Chef, habe ich zwei Ehemalige in Yvytyte kennengelernt.) Während der Versammlungen agieren einige Frauen als Protokollanten in einem für uns ungewohnten, weiten Sinn. Sie wiederholen zwischendurch wichtige Reden und Gegenreden und stellen damit das Gesprochene in seiner doppelten Bedeutung, eben auch so, wie es empfangen, verstanden wurde, dar. – Dies nur, damit später keiner sagen kann, so habe er das nicht gemeint.

Solange jedenfalls der Beste auch der Chef ist, ist es die Pflicht, ihm zuzuarbeiten. Vertritt er doch das Göttliche. Dieser Chef, der »tekoaruvixa«, agiert und informiert sich mittels seiner untergeordneten Helfer, der »temiguais«. Diese, Auge, Ohr, Hand, Fuß und wie sie alle heißen, überwinden im Namen des Chefs Distanzen, horchen, handeln. Das Gesamt dieser Aktionen, der Chef, entspricht genau der Summe seiner Einzelteile – so ist das bei den Guaranies, die sich unterordnen, um ihre bekannte göttliche Stabilität zu wahren. Bei den Mestizen-Paraguayern, die auch das Unterordnungsprinzip geerbt haben, ist daraus aber eine ganze neue Arithmetik entstanden: Das Ganze ist mehr geworden als seine Teile, seit Herrschaft und Unterordnung verweltlicht, unkontrollierbar wurden und gegen die Untergebenen zurückschlagen. Diese Rechnung gilt, glaube ich, seit der Diktatur Francias, und sie ist immer noch aktuell.

Lange war ich der Meinung, daß damals, zu Francias Zeiten, den Guaranies die Entwicklung doch entglitten sei, ihr strategisches Pulver wertlos wurde. So würde ich noch glauben, wäre nicht die Geschichte mit der Tasche passiert: Gegen Ende meiner Reise, schon wieder in der Stadt, hatte ich mir eine geflochtene Tasche gekauft, traditionelle, einfache Musterchen darauf, rautenförmig, dunkel- und abwechselnd rotbraun auf beigem Grund. Was sich seither ereignete, war, daß ich die Tasche laufend suchte, wie wild, Paß, Geld... Letztlich lag sie dann immer ganz offen und gewiß nicht versteckt auf dem Tisch, am Bett, am Boden oder sonstwo.

Ihr läppisches Muster, ich erinnerte mich plötzlich, hatten die doch auch in Yvytyte gefertigt. – Das Muster ist ein Spiegelbild; seine Umkehrung gehört der Klapperschlange, und Schlangenbisse sind ganz selten dort. Die Paï, so muß es sein, haben die Klapperschlange enttarnt, ihre Tarnkappe abgestreift und – siehe Taschensuche – perfekt nachgebaut. Wer weiß, vielleicht steckt hinter noch so manchem anderen einfachen Lebensmuster dort eine tiefe Einsicht, großer Durchblick. Allerdings, um keine Illusionen zu wecken, eine Übertragbarkeit solcher Einsichten scheint sehr begrenzt. Zurück in Deutschland nämlich, haben ich und andere Testpersonen die besagte Tasche stets auf den ersten Blick gefunden.



»Hallo, l'état c'est moi.«